Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von der Gottesverehrung durch das Gebet, insbesondere durch das Gebet des Herrn.

Mit der vierten Bitte im „Vater unser" sprechen wir dem Wortlaut nach, wenigstens zunächst, eine Bitte um ein leibliches Gut aus. Wir sagen: „Unser tägliches Brot gib uns heute". Daß wir damit die Nahrung des Leibes von Gott erbitten, das steht im Zusammenhang mit unserer geschöpflichen Natur und hängt auch mit den übrigen Bitten des „Vater unser" zusammen.

Um der Seele zu ihren Verrichtungen, ihrem Leben dienen zu können, bedarf unser Leib alle Tage der Nahrung. Wir fassen diesen Begriff zusammen in dem Worte „Brot". Das tun wir mit Recht, weil das Brot unsere wichtigste, tägliche Nahrungssubstanz ist, die Gott in der Natur auf eine wunderbare Weise beschafft. Wir nennen das Brot als Vertreter aller leiblichen Nahrung, wie es der Heiland auch getan hat. Das geschieht nicht in dem Sinne, daß wir umsonst keine Speisen bitten sollten oder wollten, aber wir geben doch dadurch zu erkennen, daß wir vor allem das Brot schätzen, daß wir mit dem Einfachen und Notwendigen zufrieden sein wollen und nicht nach reichlichen und weichlichen Genüssen trachten. „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns damit zufrieden sein." (1. Tim. 6, 8.) Die Genügsamkeit gibt sich hier zu erkennen. Doch achten wir wohl darauf, wie wir nach der Lehre des Heilands sagen sollen: „Unser tägliches Brot gib uns heute". Drei wichtige Worte seiner Lehre stehen da vor unserm Auge.

„Unser" sagen wir, das heißt nicht „fremdes", „uns nicht gehöriges" Brot. Das Wort „Unser" bezeichnet auch hier die Zusammengehörigkeit aller Menschen in dieser Sache, in dieser Not. „Unser" Brot ist vor allem das, welches wir durch Arbeit erwerben und verdienen. Damit sagen wir auch, daß wir nichts Besonderes vor andern beanspruchen. So ist die Begierlichkeit und der Stolz ausgeschaltet, die Bescheidenheit eingeprägt. Wie bedeutsam ist jedoch jedes Wörtchen in diesem herrlichen Gebet!

Um das „tägliche" Brot beten wir, nicht um mehr, oder um einen Vorrat, oder gar Ueberfluß. Wir handeln nach dem Wort unseres göttlichen Meisters: „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jedem Tag genügt seine Plage." (Matth. 6, 34.)

Wir erwarten nicht von Gott, daß er uns wunderbar, wie einst den Kindern Israels in der Wüste, Brot vom Himmel fallen lassen werde, oder daß wir ohne Mühe und Arbeit finden, was uns nottut. Wir sind aber überzeugt, daß Gott seinen Segen dem Werk unserer Hände geben werde, so daß wir nicht Not zu leiden brauchen.

Gib uns „heute", so beten wir und wissen und bekennen, daß wir jeden Tag bitten und anhalten müssen, und daß des Heilands Wort: „Bittet, und ihr werdet empfangen", wahr ist. —

Daß wir mit dieser Bitte nur um das leibliche Brot, um die Nahrung des Leibes, bitten sollen, das wissen wohlunterrichtete Christen gut. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt", sagt unser Heiland (Matth. 4, 4). Für unsere Seele gibt es ein Brot vom Himmel, ein Himmelsbrot, wozu der Heiland sein Fleisch für uns gemacht hat. Beten wir auch dem Wortlaut nach zunächst um die leibliche Nahrung, so gedenken wir bei dieser Bitte doch auch der geistigen Nahrung der Seele. Die Seele bedarf vielmehr der Stärkung für ihr Leben, als der armselige Leib.

So ist denn diese Bitte unser tägliches Tischgebet, am häuslichen Tische, wie am eucharistischen Tische, der uns bereitet ist in der hl. Kommunion, dem Mahl der Seele, dem Himmelsbrot.

P. W.

Aus dem Vatikan.

Mit besonderer Feierlichkeit wurde der Tag der Himmelfahrt Mariä in Rom begangen. Der „Osservatore" enthielt an diesem Tage einen interessanten Beitrag über Mariä Himmelfahrt und Dante, der in lesenswerter Weise die poetische und seherische Seite des Festes mit den Augen des Dichters schilderte.

Im Vatikan und zwar im Konsistoriumsaal wurde in Gegenwart des Heiligen Vaters, der Kardinäle Frühwirth und Verde, des Gesandten Bayerns beim Heiligen Stuhl und vieler Ordensvertreter das Dekret über die Tugenden der seligen Frassinetti, einer italienischen Ordensgründerin, und des seligen Kapuzinermönches Konrad von Parzham, eines Bayern, verlesen. Mit dieser letzten Seligsprechung wird nicht nur ein alter deutscher Wunsch erfüllt, sondern zugleich Volk und Heimat des Seligen geehrt. Der Papst wies in seiner Ansprache auf die Entsagung und den Opfermut Konrad von Parzhams hin, der ein ernstes Beispiel in der Zeit des Erwerbsfiebers und der Genußsucht sei.

Sehr bemerkenswert waren dann die Mahnungen des Papstes, die er an das Beispiel der seligen Frassinetti knüpfte. Der Papst forderte die Frauen eindringlich auf, sich ihrer Schamhaftigkeit zu erinnern und die ungöttliche Eitelkeit zu meiden. Ganz besonders rief er die katholischen Frauen auf, sich ihrer Würde bewußt zu werden und die Bescheidenheit der Seligen sich zum Vorbild zu nehmen.

Die Ansprache des Heiligen Vaters erinnerte sehr an seine Mahnungen zum Schauturnen der italienischen Mädchen vor einiger Zeit. Auch hier sind bekanntlich Bestrebungen im Gange, die katholischen Frauen zu einer Durchsittlichung der Mode aufzurufen. Und in diesem Rahmen darf auch des in Rom vielbemerkten Kampfes gedacht werden, den der Bischof von Rottenburg gegen das Frauenschauturnen eingeleitet hat. Auch in diesem Sinne dürfte das Thema von Interesse sein, das der Heilige Vater als Grundton zu dem Eucharistischen Weltkongreß in Sydney gewählt hat: „Die Eucharistie und Maria". Unter den 15 Rednern aus aller Welt befindet sich auch Bischof Wilhelm Berning aus Osnabrück.

Viel beachtet in Rom wurden auch die dreitägigen Gebetsfeiern, die im „Internationalen Votiv-Tempel des Friedens" für die heimgekehrten Teilnehmer der Nobile-Expedition in deren Gegenwart gehalten wurden. Der mittlere der Gottesdienste war als Trauerfeier gestaltet. Am letzten Tage hielt Bischof De Sanctis eine Ansprache. Die Generalkommunion vollzog Pater Gianfranceschi, der Kaplan der Expedition. Viele katholische und militärische Organisationen beteiligten sich, und Nobile und seinen Gefährten wurden lebhafte Ovationen auf dem Heimwege dargebracht.

Allergrößtes Aufsehen erregten aber neuerdings die sehr umfangreichen Berichte, die der „Osservatore Romano" über die mexikanischen Greuel bringt, und zwar täglich an erster Stelle. Während dies Organ lange Zeit oft recht langsam unterrichtet zu sein schien, so daß nicht selten die neuesten Telegramme die dortigen Mitteilungen überholt sein ließen, ist nun, — offenbar auf Grund eines besonderen Dienstes — der „Osservatore" immer voran.

Und der Erfolg dürfte heute schon klar ersichtlich sein. Heute steht Calles bereits so gut wie überall als einer der Mitverantwortlichen an der Ermordung seines Nachfolgers Obregon da. Viel dürfte zur Aufhellung der Vorgänge das Verhalten der mexikanischen „Agrarier" beigetragen haben, die eine Vertuschelung, wie Calles sie beabsichtigte, mit aller Macht verhinderten.

Calles wird sich zu den offenen Anschuldigungen, die nun täglich unter der bewußten Führung des „Osservatore" gegen ihn geschleudert werden, dies mit nie dagewesener Bestimmtheit und Schärfe, äußern müssen. Es kann schon heute gesagt werden, daß der „Osservatore" die Entgegnung und „Rechtfertigung" des Calles nicht fürchtet, daß er vielmehr sehr auf sie wartet. (Wir haben die Angelegenheit bereits in unserer Nummer vom 30. August besprochen.)

Abdul Hamids Schätze.

Zweiundzwanzig Erben warten auf eine Erbschaft.

Der letzte Alleinherrscher der Türkei, Abdul Hamid, ist, seines Thrones und seiner allumfassenden Macht beraubt, 1918 in der Verbannung gestorben. Seitdem versuchen 22 türkische Prinzen und Prinzessinnen, die direkten Nachkommen dieses Sultans, der türkischen Republik gegenüber ihre Rechte auf die riesige Hinterlassenschaft Abdul Hamids geltend zu machen. Es ist ein Riesenprozeß, der schon alle möglichen Stadien hinter sich hat, der sich in ewigen Wellenlinien bewegt und dessen Ende nicht im entferntesten abzusehen ist. Juristen von Weltruf stehen den Erben zur Seite, um ihnen ihr fast selbstverständliches Recht zu verschaffen; bisher aber hat die türkische Republik immer noch irgendeine Möglichkeit gefunden, diese Rechte zu leugnen. Bis vor einiger Zeit war Millerand, der ehemalige Präsident der französischen Republik (er übt seit seiner Demission wieder seine Anwaltspraxis aus), als Rechtsbeistand der Sultanserben tätig; neuerdings hat der bekannte englische Jurist Bennet die Vertretung der türkischen Prinzen und Prinzessinnen übernommen, und er führt den Prozeß mit solchem Elan, daß ihn sein Uebereifer schon in Untersuchungshaft geführt hatte, aus der er indes reingewaschen entlassen werden mußte. Bennet hat jetzt einen Appell an die Oeffentlichkeit gerichtet, in dem er verlangt, daß die führenden internationalen Diplomaten einmütig dahin wirken sollten, den Erben Abdul Hamids der türkischen Republik gegenüber zu ihrem Recht zu verhelfen. Die Gerechtigkeit verlange es, daß dieser Prozeß endlich zu einem guten Ende geführt werde.

Für unsere Kleinen.

Kindheit.

Von H. Heine.

Mein Kind, wir waren Kinder,
zwei Kinder, klein und froh ;
wir krochen ins Hühnerhäuschen,
versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne.
Und kamen Leute vorbei —
Kikeriküh! Sie glaubten,
es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserm Hofe
die tapezierten wir aus,
und wohnten darin zusammen
und machten ein vornehm Haus.

Des Nachbarn alte Katze
kam öfter zu Besuch.
Wir machten Bückling und Knickse
und Komplimente genug.

Wir saßen auch oft und sprachen
vernünftig wie alte Leut',
und klagten, wie alles besser
gewesen zu unserer Zeit.

Etwas von den Monaten und Tagen.

So ein Jahr muß doch eine fruchtbare Zeit sein. Denn es bringt immer zwölf stattliche Söhne mit zur Arbeit. Und jeder Sohn hat rund seine dreißig Kinder, die auch schon mit an den Broterwerb gehen müssen. Aber weil die guten Söhne wissen, daß man mit vereinten Kräften mehr erreicht, als wenn jeder eigensinnig seine eigenen Wege geht, so haben sich immer drei zu einer besonderen Arbeitsgemeinschaft in einer Jahreszeit zusammengeschlossen. Die Söhne Januar, Februar und März schaffen ihren Winterdienst und richten dem Frühling heimlich alles so geschickt vor, daß er noch vor Ablauf des Vierteljahres mit fliegenden Standarten erscheinen kann.

Was aber schließlich von den sechs weiteren Brüdern in Frühling und Sommer geschafft und zu Wege gebracht wird, das schaffen zuletzt die Gebrüder, Oktober, November und Dezember gewissenhaft unter Dach und Fach. Sie müssen sich manchmal dabei eilen, damit ihnen nicht vorzeitig der neue Winter über den Hals kommt. Die Menschen aber, die sich auf jeden Monat recht verstehen, wissen aus jedem Nutzen herauszuschlagen und in sich dienstbar zu machen.

Das kleine aber zahlreiche Völklein der Tage ist ein merkwürdiges Geschlecht. Jedes dieser Monatskinder hat nur ein Leben von 24 Stunden. Kaum ist es in der Nacht geboren, da sieht es nur einmal in seinem Leben die Sonne auf- und untergehen. Dann kommt schon sein Feierabend und seine Nacht zum frühen Tod. Und doch ist so ein kurzlebiger Tag ein wichtiger Gehilfe in unserem ganzen Lebenswerk. Wenn wir ihn nicht zur Arbeit anhalten, so wird er nur als Schmarotzer von unserer Kraft zehren und ein gutes Stück von der kostbaren Lebenszeit stehlen. Ein solcher Diebstahl ist schlimmer, als einer, der uns um Geld und Gut bringt. Denn ein gestohlener Geldbeutel oder entwendeter Schmuck kann schließlich von einer findigen Polizei wieder herbeigeschafft werden. Ein Tag aber, dessen Stunden wir uns stehlen ließen, bleibt verloren für immer.

Darum gilt es, auch die flüchtige Stunde, zumal in der Jugendzeit, wohl auszunützen. Denn was ein Frühlingstag nicht sät, kann kein Herbsttag ernten. Viel köstliche Tage geben einen reichen Monat, zwölf reiche Monate ein gesegnetes Jahr. Und mit gesegneten Jahren kaufen wir uns die Ewigkeit.

Der Arbeitsmüller.

Die Träume.

Ein altes Schelmenstücklein.

Drei wandernde Handwerksburschen, ein Zimmermann, ein Schmied und ein Schuster, hatten sich von ungefähr auf der Landstraße zusammengefunden, und weil sie meinten, was der eine nicht erbettelt, erbettelt der andere, hielten sie zusammen und teilten die fetten und mageren Tage miteinander. Die zwei ersten aber vermeinten bald, der dritte sei ein einfältiger Geselle, weil er sich dümmer anstellte, als er von Haus aus war, und beschlossen, bei der nächsten Gelegenheit ihn über den Löffel zu balbieren. Eines Tages, sie hatten im letzten Hause etwas Mehl und Speck ersuchten, gerieten sie in eine einsame Gegend und befanden sich bei einbrechender Nacht in einem tiefen Wald. Sie ratschlagten, was sie nun anfangen sollten, und beschlossen, mit dem Wenigen, das sie hatten, einen Kuchen zu backen. Während der Schuster Holz herbeitrug, ratschlagten die zwei Spitzbuben, wie sie den dritten um sein Teil betrügen könnten. Da sagte der eine: „Ich hab's, Bruderherz. Wir machen den Vorschlag, daß wir alle drei schlafen wollen, solange der Kuchen backt; wenn wir aufwachen, soll ein jeder erzählen, was ihm geträumt hat, und wer den wunderlichsten Traum berichten kann, dem soll der Kuchen gehören." So taten sie auch, als der Einfältige zurückkam, und schliefen sogleich ein. Den Schuster hielten aber Hunger und Schlauheit wach, denn er hatte den Braten gerochen. Wie der Kuchen braun war, machte er sich darüber her, daß kein Bröslein übrig blieb. Hernach legte er sich wie die andern aufs Ohr. Der Schmied wachte zuerst auf, weckte den Zimmermann und prahlte: „Mir hat geträumt, ein Engel mit goldenen Flügeln habe mich mitten durchs Himmelreich vor Gottes Thron geführt." Da sprach der andere: „Ei, und mir hat geträumt, ein rotgeschwänzter Teufel habe mich in die Hölle geführt und mir der armen Seelen Pein gezeigt. Was kann einem Wundersicheres träumen? Freu dich, Schmied, der Kuchen ist unser!" Hierauf stießen sie den Schuster an und riefen: „Wie lange willst du noch schlafen? Geschwind sag auf, was dir geträumt hat!" Der Schuster aber benahm sich wie einer, der nicht weiß, wo er ist, und fragte erstaunt: „Wer ruft da?" — „He, he, wer sonst als deine Gesellen." — „Ja, wie kommt denn Ihr hierher?" — Da lachten die andern herzhaft. „Bei dir scheint's nicht ganz richtig zu sein, Meister Knieriem." — „Freilich ist's richtig. Denkt euch, mir hat ganz Sonderbares geträumt. Die hellen Tränen habe ich um euch geweint, weil ich euch für verloren hielt. Mir war's, einer sei in den Himmel gefahren, ich glaube der Schmied, und den andern habe der Teufel geholt. Dieweil aber aus solcher Gegend noch keiner wieder heimgekommen ist, so hab ich, so gut ich konnte, mich getröstet und in Gottes Namen den Kuchen gegessen, der schon halb angebrannt war. Nehmt's nicht für unschön."

Wenn man bedenkt, um welche Werte es sich hier dreht, ist die Leidenschaft begreiflich, mit der auf beiden Seiten gekämpft wird. Abdul Hamids Reichtum stand dem eines amerikanischen Milliardärs oder eines indischen Nabobs nicht nach. Niemand ist natürlich in der Lage, genaue Angaben über die Höhe der Hinterlassenschaft zu machen. Wie bestinformierte französische Quellen angeben, soll sich das hinterlassene Privatvermögen Abdul Hamids auf etwa 200 Millionen Goldfranken belaufen. In diesem Vermögen sind die wertvollen Privatgüter des Exsultans, seine märchenhafte Juwelen- und Goldsammlung und seine verschiedenen Bankdepots inbegriffen. Nicht inbegriffen sind jedoch die Besitzanteile Abdul Hamids an den Naphthagruben in Mesopotamien, die einen Riesengewinn abwerfen und deren Uebergang an die Erben besonders hartnäckig angefochten wird.

Da die Sultanserben heute in ziemlich bedrängten Verhältnissen leben, die Prozeßführung aber ungeheure Mittel verschlingt, ist es nicht leicht, das Geld für die Prozeßkosten aufzubringen. Bennet hat es erreicht, daß in London eine Aktiengesellschaft gegründet worden ist, die die weitere Durchführung des Riesenprozesses finanziert. Es ist nicht abzusehen, wann der Prozeß erledigt sein wird, und es steht zu fürchten, daß mancher unter den 22 Erben es nicht mehr erleben wird, bis aus den weinenden endlich lachende Erben geworden sind.

Etikettesorgen und -Dummheiten in früheren Zeiten.

Kulturhistorische Plauderei von Hans Winter.

(Nachdruck verboten.)

Die Eingenommenheit für das eigene Ich ist bei jedermann vorhanden. Bei manchem schimmert sie bloß in einem versteckten Winkel seiner Seele; dafür tritt sie bei vielen anderen desto offenkundiger hervor. Namentlich die Großen und Mächtigen unter uns haben häufig den Wert und die Wichtigkeit ihrer Persönlichkeit überschätzt und verlangt, von ihrer Mitwelt in einer Weise ausgezeichnet zu werden, die mitunter recht komisch anmutet. Die spanischen Könige traten in dieser Beziehung besonders hervor. Das Zeremoniell, welches an ihrem Hofe herrschte, war das strengste in Europa, und es ist sogar vorgekommen, daß hierdurch das Leben einiger Mitglieder des Herrscherhauses gefährdet wurde.

Philipp III saß einst sehr nahe neben dem Kamine, in dem ein höllisches Feuer brannte. Aus diesem Grunde befahl er dem Marquis de Pobar, die Flammen etwas zu dämpfen. Doch dieser entschuldigte sich, es nicht tun zu können, weil es ihm die Vorschrift verbiete, da diese Verrichtung dem Herzoge von Ussede zukomme, der aber nicht anwesend sei. Der König ließ daher die fürchterliche Hitze weiter auf seinen Körper einwirken, denn sein Stolz ließ es nicht zu, das Feuer selbst zu löschen. Auch wollte er den Herzog von Ussede nicht kränken, indem er eine ihm zustehende Obliegenheit durch einen im Range niedriger stehenden Höfling besorgen ließ. Am folgenden Tage soll Philipp von einem heftigen Fieber befallen worden sein, an dem er bald darauf starb. Die Aerzte schrieben die Ursache seiner Krankheit dem überhitzten Geblüte des Königs zu, welches durch die wahnsinnige Ofenglut hervorgerufen worden war. Aus einem ähnlichen Grunde wäre auch die Gemahlin Karls II., des letzten Habsburgers auf dem spanischen Throne, beinahe ums Leben gekommen. Sie ritt eines Tages im Schloßpark spazieren. Ihr Pferd scheute und brachte sie zum Sturze, wobei sich ihr Fuß im Steigbügel verfing, so daß sie vom Pferde weitergeschleppt wurde. Da es die Vorschrift jedem Manne bei Todesstrafe verbot, den Fuß der Königin zu berühren, so zögerten die Begleitherren, sie aus der lebensgefährlichen Lage zu befreien. Erst als der König, der vom Balkone des Palastes heruntersah, ihnen zurief, seiner Gemahlin beizuspringen, fanden sich zwei Edelleute hierzu bereit, indem einer dem bäumenden Pferde in die Zügel fiel, während der andere den Fuß der Königin freimachte. Ungeachtet des königlichen Befehles hielten es die letzteren doch für besser, zu fliehen und kehrten erst zurück, als sie auch der Verzeihung der Königin (!) sicher waren.

Aber nicht nur die spanischen Regenten, auch ihre Granden und Höflinge achteten mit ungeheuerer Eifersucht auf ihre eingebildeten Vorrechte, was namentlich bei den spanischen Gesandten im Auslande häufig zu Streitigkeiten mit ihren Kollegen führte. Wir würden aber ungerecht sein, wenn wir behaupteten, daß die spanischen Diplomaten allein auf die Einhaltung aller ihrer vermeintlichen Vorrechte erpicht waren. Auch anderen Nationen angehörende Botschafter haben dies oft bis zur Lächerlichkeit getan.

Als Karl I. von England 1625 eine Gesandtschaft nach Frankreich schickte, um mit Richelieu wegen seiner Verheiratung mit der Prinzessin Henriette zu verhandeln, wäre aus Etikettenrücksichten beinahe der ganze Heiratsplan zu Wasser geworden. Die Engländer verlangten nämlich, daß der allmächtige Kardinal ihnen nach vollzogener Anmeldung zwei bis drei Schritte entgegengehen solle. Da Richelieu dies entschieden ablehnte, so drohten die Briten mit der Abreise. Schließlich einigte man sich dahin, daß sich der Kardinal krank stellte und ins Bett legte. Hiermit war die Schwierigkeit behoben; denn von einem bettlägerigen Minister konnte man nicht verlangen, daß er aufstand, und einem entgegenging. Aehnlich wie dieser englischen Gesandtschaft erging es dem schwedischen Grafen Königsmarck, als er gleichfalls in Paris einer königlichen Prinzessin aufwarten wollte. Er begehrte, daß ihn diese nach beendeter Unterredung bis zur Tür begleiten solle. Auch sie verweigerte die Erfüllung dieses Wunsches und legte sich samt ihren Hofdamen, aber vollständig angekleidet, zu Bett.

Auch unter uns Deutschen zählen Etikettenstreitigkeiten nicht zu den Seltenheiten. Ziemlich unmanierlich benahm sich der kurbrandenburgische Geheime Rat von Besser, der 1685 an den königlichen Hof nach Windsor geschickt wurde. Er zerrte einem Venetianer, der vor ihm eintreten wollte, einfach am Mantel zurück, so daß er Zeit und Raum erzielte und vor ihm in den Empfangssaal treten konnte. Eine ähnliche Begebenheit trug sich zwischen dem Herzoge von Roquelaure und dem spanischen Botschafter in Rom zu. In Wien verstellte einmal die Kutsche des preußischen Gesandten jener des fuldaischen den Weg. Der fuldaische Gesandte steckte den Kopf hinaus und rief dem preußischen Minister zu: „Mein Herr, befehlet doch, daß Euer Kutscher Platz mache!“ „Ich würde ihm 100 Prügelstreiche geben lassen, wenn er es täte,“ lautete die Antwort.

Zuweilen wurden solche Rangstreitigkeiten auch mit Humor ausgetragen. Als auf dem Konzil zu Konstanz der portugiesische und polnische Gesandte in Gegenwart des Kaisers Sigismund wegen des von dem Portugiesen besetzten Stuhles in Meinungsverschiedenheit gerieten, wußte der Pole seinen Gegner geschickt in ein Gespräch zu verwickeln, in dessen Verlauf der Portugiese aufstand. Diese Gelegenheit benützte der schlaue Pole, und setzte sich rasch auf den frei gewordenen Sessel.

Ganz besonders schwierig gestalteten sich die Rangsorgen, wenn Herrscher selbst zusammentrafen. Häufig wählte man den Ausweg, daß sich diese auf einem Schiffe zur See oder auf der Mitte eines Flusses besprachen. War dies nicht angängig, und die Bewegung nur in einem Schlosse oder dergleichen möglich, so benutzte man gerne Säle mit mehreren Türen, so daß die Monarchen gleichzeitig von verschiedenen Seiten eintreten konnten. Da bei Tische jeder obenan sitzen wollte, so kamen selbst dreieckige Tische zur Verwendung. Zu Karlowitz mußte 1698 für den Friedensschluß sogar eigens ein runder Saal gebaut werden, damit alle Beteiligten zur gleichen Zeit eintreten und an einem runden Tische Platz nehmen konnten.

Eine rühmliche Ausnahme im landläufigen Herrscherstolze machte Herzog Ulrich von Württemberg. Als sich beim Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1530 unter den deutschen Fürsten Rangstreitigkeiten zeigten, sagte Herzog Ulrich: „Meinetwegen setzet ihr mich hinter den Kachelofen, wenn wir nur das zustande bringen, weswegen wir zusammengekommen sind.“

Am Wiener Hofe gab es am Ende des 17. Jahrhunderts große Rangsorgen. Nach glücklicher Beendigung der Türkenbelagerung sollte es zu einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Leopold und dem Polenkönig Johann Sobieski kommen, der bekanntlich zum Entsatze der Residenzstadt wesentlich beitrug. Das war nicht so leicht, denn Sobieski war bloß ein Wahlkönig, dem Leopold höchstens die linke Hand zu reichen geneigt war. Schließlich einigte man sich, daß sich die Regenten zu Pferde auf freiem Felde treffen sollten. Sobieski kam mit einer polnischen Mütze, welche von einer Feder und einer großen Perle geziert war, in der Rüstung, welche er in der Schlacht getragen hatte. Der Kaiser war ebenfalls hoch zu Roß, sprach mit Sobieski von den Diensten, welche Polen zu allen Zeiten dem Reiche geleistet hätte, und gab auch mit wenigen Worten seine Dankbarkeit wegen der Befreiung Wiens zu erkennen. Bei diesen Worten wendete der Pole sein Pferd, erwiderte: „Mein Bruder, es ist mir lieb, Ihnen diesen kleinen Dienst erwiesen zu haben“ und ritt davon. —

Fische, die auf Bäume klettern.

Nicht alle Fische sterben außerhalb des Wassers so schnell, wie man denkt, so kann z. B. der Karpfen, wenn er nur ziemlich feucht gehalten wird, einen langen Transport über Land ertragen; und der Aal kann unter Umständen stundenlang außerhalb des Wassers leben. Man sagt sogar, daß der Aal oft freiwillig sein nasses Element verläßt und über Land in ein anderes Wasser wandert, oder auf Wiesen nach Futter Umschau hält. Dies ist aber nur möglich, wenn nasses Gras vorhanden ist; auf trockenem Boden würde der Aal bald eingehen.

In den tropischen Gegenden, besonders in Asien, gibt es Fische, die ziemlich weite Wanderungen über Land vornehmen. Einer dieser merkwürdigen Fische ist der indische Kletterbarsch (Anabas scandens), der in der Kiemhöhle an der Rückenseite einen Raum besitzt, welcher als Lunge Dienst tun kann, da das hier durchströmende Blut direkt Sauerstoff aus der Luft aufnimmt. Dieser Kletterbarsch findet es gar nicht beschwerlich, an Land zu schwimmen und hier, mit Hilfe der sehr stacheligen Kiemdeckel und Flossen, sich langsam zwischen den Pflanzen am Ufer vorwärts zu bewegen. Das Ueberlandgehen dieser Fische war schon Aristoteles und seinem Schüler Theophrastus bekannt. Der Siegeszug Alexanders des Großen, durch den Persien und Vorderindien mit der griechischen Kultur bekannt wurden, gab auch Anlaß zur Entdeckung dieses Wunders.

Ein gewisser Soliman, der mit einem anderen Araber im 9. Jahrhundert n. Chr. Indien bereiste, berichtete später, daß in diesem Lande Fische lebten, die auf die Palmbäume kletterten, um sich am Palmsaft zu laben. Wie dies zugeht, wird nicht erzählt.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wußte der Engländer Daldorf aus eigener Erfahrung mehr über diese Fische zu erzählen. Daß dieselben in Bäume klettern, ist tatsächlich wahr; doch dieses Klettern geschieht nicht aus Sucht nach Körperbewegung oder aus Nahrungsdrang, es ist mehr als ein Abirren zu betrachten. Denn das Ziel dieser Wanderung über Land ist das gleiche wie beim Aal: das Suchen nach einem anderen Wasser, wenn das bisherige Wohngebiet ausgetrocknet ist. In einer geringen Wasserlache, ja selbst im Schlamm, können Kletterbarsche leben. Wenn sie nicht auf Wanderschaft gehen können, dann fallen sie in eine Art Sommerschlaf, wobei alle wichtigen Lebensfunktionen auf ein Minimum zurückgehen. Das Widerstandsvermögen dieser Fische gegen Vertrocknen ist so stark, daß sie sogar in trockenem Sande stundenlang ihre Künste zeigen können. Indische Fakire bewahren diese Fische vielfach fünf bis sechs Tage in einem Korb oder in einer Kiste auf, um sie während dieser Zeit von der bewundernden Menge anstaunen zu lassen.

Warum **Niekums „Glanzol“** zur Pflege der Fußböden und Treppen??? Weil GLANZOL denselben einen unübertroffenen haltbaren Karbton mit Glanz verleiht. Die Böden können stets mit kaltem Wasser gereinigt werden, ohne daß sie Farbe und Glanz verlieren. Glanzol **ist daher die einfachste und billigste Fußbodenpflege.**

Kapitol und Ochsenaugen.

Miß Mildred Mercier, eine junge Amerikanerin aus Washington, hat die letzte Hitzewelle kulinarischen Zwecken dienstbar gemacht, indem sie auf den Stufen des Kapitols eine Eierspeise, sogenannte Ochsenaugen, zubereitet hat. Das Washingtoner Kapitol, in dem die Sitzungen des Kongresses stattfinden, besitzt nämlich eine berühmte Freitreppe, auf die jeder Amerikaner stolz ist. Nachdem Miß Mercier eine der breiten Marmorstufen, die ihr als Bratpfanne dienen sollte, aufs sorgfältigste gewaschen hatte, zerließ sie auf dem glühenden Stein etwas Butter und schlug die Eier ein.

Während nun die Sonne gewissenhaft die Ochsenaugen briet, hatten Photographen und Journalisten, die von der unternehmungslustigen Dame aufgefordert worden waren, ihrem kulinarischen Experiment beizuwohnen, alle Hände voll zu tun: Miß Mercier und die Marmorstufe mit der Eierspeise wurden von allen Seiten photographiert, wobei das majestätische Kapitol als Hintergrund nicht vergessen wurde, und die eingeladenen Zeitungsvertreter drängten sich mit Mühe durch die dichte Menge der Zuschauer, um ja nichts vom hochinteressanten Vorgang zu verlieren und ihn in ihren Blättern ausführlich schildern zu können. Es dauerte 4 Minuten 32 Sekunden, bis die Sonne die Ochsenaugen fertiggebraten hatte. Als es so weit war, hob Miß Mercier die Eierspeise behutsam von der Stufe, legte sie auf einen Brotschnitt und verzehrte sie unter den begeisterten Beifallsrufen der zahlreichen Zuschauer.

Cuba schafft den Stierkampf ab.

Der Reisende, der Spanien besucht und sich das Schauspiel eines Stierkampfes gönnt, muß oft von Einheimischen hören: „Was Sie hier sehen, ist nicht der richtige Stierkampf! Da müssen Sie nach Havanna gehen! Bei uns ist die Begeisterung der Zuschauer groß. Dort unten, wo der Himmel noch blauer und die Temperamente noch heißer sind, ist sie gewaltig. Man kann sich kein großartigeres Schauspiel denken, als einen Stierkampf auf der Plaza de Cuba.“ Nun wird es auch mit dieser Herrlichkeit ein Ende haben. Die Cubaner haben soeben beschlossen, den Stierkampf völlig abzuschaffen. Sie haben sich an diesen „Spielen des Blutes und des Todes“, wie sie die Stierkämpfe nennen, sattgesehen, und sie wollen auf ihrer Plaza nur noch Fußballkämpfe veranstalten — ein Entschluß, der natürlich nicht von allen Teilen der Bevölkerung gebilligt wird. Aber es wird aussichtslos sein, gegen eine Entwicklung anzugehen, die im Zug der Zeit liegt; und in diesem Fall braucht man ja das Verschwinden einer „nationalen Eigentümlichkeit“ wirklich nicht zu beklagen. Auch in Spanien machen sich ja immer stärkere Tendenzen bemerkbar, die dem Stierkampf und den damit verbundenen Mißständen den Garaus machen wollen.

Der letzte Negersklave gestorben.

Vor 95 Jahren hatten Sklavenhändler Martin Sawyer, einen Jungen von zehn Jahren, aus Afrika verschleppt und ihn in Neuyork verkauft. Martin Sawyer war Sklave geworden; der Junge mußte dieses Los bis zum Bürgerkrieg tragen, der endlich auch ihm die Befreiung brachte. Er erhielt die Freiheit zurück. Sawyer ging nach den Bahama-Inseln, wo er sich ein kleines Anwesen kaufte. Sein hartes Schicksal hatte seine Kraft nicht brechen können. Als hochbetagter Greis hat er jetzt das Zeitliche gesegnet. Seine Mitbürger bereiteten ihm, dem letzten Sklaven, ein feierliches Begräbnis.

Der bibelfeste Barbier.

Die in der englischen Grafschaft Devon gelegene Gemeinde Brixton zählt unter ihre 600 Einwohner einen Bürger, vor dessen Charakterfestigkeit man unbedingt Hochachtung haben muß. Der Mann ist seines Zeichens Barbier und Friseur, weigert sich aber entschieden, sein Gewerbe an den Bubiköpfen seiner Mitbürgerinnen auszuüben. Jede Frau, die seinen Laden betritt, um sich die Haare abschneiden oder ihren Bubikopf in Ordnung bringen zu lassen, wird mit harten Worten von der Schwelle gewiesen. Der Barbier begründet seine Haltung mit einer Stelle im ersten Korintherbrief Kapitel 11, wo es in Vers 15 lautet: „Und dem Weib eine Ehre, so sie lange Haare zeuget. Das Haar ist ihr zur Decke gegeben.“ Der bibelfeste Friseur erklärt zur Begründung seiner Haltung: „Ich übe nur ein Gebot meiner Religion aus, wenn ich mich weigere, einer Frau das Haar abzuschneiden, was in meinen Augen eine schwere Sünde bedeutet.“ Der Mann hat sich, da er der einzige Friseur am Ort ist, ein kleines Vermögen entgehen lassen.

„Hunde und Ehemänner nicht zugelassen!“

Der Wanderer, der sich dem kleinen Dorf Sylvan Grove an den Ufern des Vermilion-Flusses in dem reichen Weizengebiet von Illinois nähert, wird plötzlich eine unangenehme Ueberraschung erleben. Er findet nämlich am Eingang zu dem idyllischen Ort zwei große Plakate angeschlagen, die lauten: „Keine Hunde zugelassen“, und „Keine Ehemänner zugelassen“; 50 junge Frauen der reichen Farmer dieser Gegend haben nämlich hier ein „Paradies ohne Adam“ für sich geschaffen. Sie wollen ihre Ferien ganz in Ruhe verbringen, ohne Sorgen für die Kinder, den Haushalt und die Wirtschaft, und zu dieser völligen Erholung erscheint ihnen auch die Ausschließung ihrer Ehemänner als notwendig. Sie haben sich zusammengetan, um ein paar Wochen ganz ihren Neigungen zu leben, um zu schwimmen, zu fischen, zu rudern und sich sonst zu vergnügen, und an die Pforte ihres Edens haben sie keinen Engel mit flammendem Schwert, wohl aber die schwerwiegenden Worte gestellt: „Ehemänner nicht zugelassen!“

Braut-Artikel
Beaumont-Schaal
Französische Straße **18**
TELEFON 854
4192